

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 299.

Donnerstag, den 22. Dezember 1904.

19. Jahrgang.



Aus dem Gefängnis in Plöbensee sind gestern zwei schwere Verbrecher entwichen. Ihre Verfolgung wird von der Polizei eifrig betrieben.

Selbstmord. Aus Wilhelmshaven, 21. Dezember, wird telegraphiert: Der an der Oberrealschule zu Bant angestellte Lehrer Dr. Daniel erschoss sich gestern Morgen. Das Motiv der Tat ist nicht bekannt. Der Verstarbene war unverheiratet.

Verhaftet. Der „Niederschlag“ zufolge wurde am 19. Dezember der kaufmännische Direktor des Bergwerks „Glückauf“ in Pichtenau bei Lauban, Fugener, verhaftet und in das Görlitzer Gefängnis übergeführt. Er soll im Verdachte stehen, mittels eines Nachschüßels den Selbstmord des Bergwerksleiters erschossen zu haben.

Bei einem Hotelbrande in Minneapolis kamen 9 Personen um, die im Hotel wohnten. Durch den Einsturz eines Nachbarhauses wurde das innere des Hotels durch große Mengen von Mauerwerk verschüttet.

Die meisten Mischkuldigen des Defraudanten Jenner bekennen, wie aus Wien gemeldet wird, nun auch ihre Schuld und Mithilfe bei der Verhehlung des Geldes. Nur der gewesene Beamte der Versicherungs-Gesellschaft Germania, Leopold Schoel, behauptet, 25000 Kronen zur Aufbewahrung übernommen zu haben, ohne zu wissen, daß das Geld defraudiert sei. Aus den Aussagen der Beschuldigten ergab sich, daß sie verleitet wurden zur Defraudation durch das Beispiel des Budapesters stadt, Kassenbeamten Reckenscheidt, dem es gelungen war, nach Defraudation einer halben Million Kronen zu entkommen, ohne daß die Polizei seine Spur aufwand. Unschuldig zu sein scheint nur der Bruder des Angeklagten Gottstein, der schwer leidend ist und nichts davon wußte, daß Gottstein in seinem Hause bei Trautmann Geld vergraben hatte.

Lawinensturz. Die „Post“ Stg. meldet aus Bozen: Eine ungeheure Lawine, die oberhalb Berra im Fassathale niederging, zerstörte einen ausgedehnten Waldbestand und tötete einen Mann namens Longarica. Alpenvereinsmitglieder bargen die Leiche.

Bootsunglück. Das „Berl. Tagbl.“ meldet aus Thon: Auf dem See des Gutes Melms kenterte Nacht ein Fischerboot. Beide Insassen ertranken. Sie hinterließen zahlreiche Angehörige in der bittersten Noth.

Entlarvter Schwindler. Aus Krakau, 20. Dezember, wird gemeldet: Die hiesige Polizei entlarvte einen originellen Schwindler. Beim hiesigen Landesgericht war ein gewisser Graf Alexander Polotski, Ritter von Dunin-Bonsowski als Anwalt thätig. Gelegentlich seines bevorstehenden Advancements entdeckte man nun, daß der sich als Voll-Aristokrat gebende Beamte, der mit der Tochter eines reichen Gutsbesizers verheiratet ist, die Geburts-Matrikel und die Staats-Prüfungs-Bezeugnisse gefälscht hatte und der Bauernsohn Butyra aus einem galizischen Dorfe sei. Er füllte aber nicht nur das Kirchenbuch seiner Heimathsgemeinde, sondern auch die Matrikel in Reichenberg (Böhmen), um sich als nahen Verwandten der Gemahlin des Erzherzogs Thronfolgerin Kaiserin Hohenberg geriren zu können und richtete ein Gesuch an den Kaiser mit der Bitte, die Patentstelle bei seinem Kinde zu übernehmen. Der Schwindler wurde nun verhaftet, aber als geistesgestört erkannt.

Tollstol in Gefahr. Aus Petersburg, 20. Dezember, wird gemeldet: Graf Leo Tolstoi, der 70jährige, gerieth gestern auf seinem gewohnten täglichen Spazierritt in betrübliche Gefahr. Das Pferd scheute und warf Tolstoi in einen Graben. Die seine Verwandten berichten, ist der Unfall jedoch gut für Tolstoi verlaufen. Er kam mit einigen Quetschungen davon.

Das Schwurgericht in Marseille hat die der langsame Vergiftung ihres Mannes angeklagte Alice Raffot zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und ihren Geliebten, Dubac, zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt.

Schreckensszenen auf einer Lokomotive. Der Maschinist eines von Chaumont nach Neuf-Chateau gehenden Zuges hatte bei der Station Anselot, als der Zug mit der größten Geschwindigkeit dahinfuhr, einen Anfall von Schauerwahn. Dank der Geistesgegenwart des Heizers, der den Zug zum Halten brachte und mehrerer Passagiere, die den Rasenden bändigten, wurde weiteres Unglück verhütet.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Königliche Schauspiele.

Dienstag, den 20. Dezember 1904. Der Freischütz, Romantische Oper von E. W. von Weber.

Die heutige Aufführung sollte Jrl. Ekeblad vom Stadttheater in Halle Gelegenheit geben, die Agathe zu singen, wie man hört in Engagementsabsichten. Jrl. Ekeblad debütierte vor mehreren Wochen schon als Mignon mit Glück, und da somit für ihr weiteres Auftreten das günstige Vorurtheil erweckt war, konnte man es recht bedauern, daß die Künstlerin durch Erkrankung in letzter Stunde gezwungen wurde, von ihrem Gastspiel zurückzutreten. Jrl. Müller wurde an ihrer Stelle als Agathe mit all den Sympathiebeweisen des Publikums ausgezeichnet, welche sie in dieser Rolle in vollstem Maße verdient. — Einige Partithen im Freischütz zeigen dies Jahr neue Gesichter. In Jrl. Gans haben wir endlich ein Kennzeichen, das allen Anforderungen gerecht wird. Naturfrische Ungezwungenheit und eine gewisse dezente humorvolle Drolerie kommen in Spiel und Gesang in lebenswüthigster Weise zur Geltung. Mit der Ariette und der Romane erlangt sich Jrl. Gans lebhaften und wohlverdienten Applaus. — Den Mar des Herrn Sommer konnte ich neulich leider nicht sehen. Herr Friedrich, dem die Partithie heute anheimgefallen war, hatte durch diese vorausgegangene Rivalität jedenfalls einen erschwerenden Standpunkt, zumal er, wie es schien, den Mar heute überhaupt zum ersten Male sang. In Parallele mit seinem Vorgänger im lyrischen Fach, Herrn Marmüller gestellt, fällt bei Herrn Friedrich vor allem eine gesteigerte künstlerische Intelligenz angenehm auf. Besonders im ersten Akt bot der junge Künstler eine recht abgerundete Leistung. Man sah und hörte es. Herr Friedrich, der eine recht sympathische Bühnenfigur stellt, spielt und singt mit voller Hingabe an seine Aufgabe und er hat sie technisch und geistig aufmerksam durchgearbeitet in dem lebhaften Bemühen, jeder einzelnen Phase derselben gerecht zu werden. Der Vortrag der Arie „Durch die Wälder“ fesselte durch die schöne Gesangsleistung ebenso sehr wie durch die feinsinnige Behandlung und Charakterisierung. Stimulisch liegt die Partithie Herrn Friedrich etwas unangenehm tief, besonders in der Wolfsschluchtszene, doch konnte im Allgemeinen auch in Bezug auf die Mittel, die Herr Friedrich als Sänger aufbringt, ein vortheilhafter Fortschritt in der Stimmbehandlung konstatiert werden. Consistentere Konzerte im Piano wie im Forte zu erreichen wird dem strebsamen Künstler wohl nicht versagt bleiben. Vermehrte Gelegenheit in größeren Rollen seine Kräfte zu stählen, wäre ihm wohl zu wünschen, und würde bei der freudigen Kunstbegeisterung, die Herr Friedrich seinen Aufgaben offenbar entgegenbringt, zu glücklichen Resultaten führen. — Die musikalische Leistung der Oper lag diesmal in den Händen des Herrn Prof. Schlar, wie die charakteristischen Modifikationen der Tempi schon in der Ouvertüre nicht unangenehm bewiesen.

Kalte Füße: von Dr. Winkler. Ein ansprechendes Werkchen für alle diejenigen, welche an kalten Füßen leiden. Der Verfasser gibt an der Hand zahlreicher Fälle seine Erfahrungen kund wodurch kalte Füße entstehen, wie dieses chronische Leiden zu heilen ist und wie man sich davor schützen kann. Das Werkchen ist für 1 M. durch den Verlag von Max Richter in Berlin W. 30 Spenerstraße 27 zu beziehen.

Kalkalender für 1905. (Verlag von Moritz Schauenburg in Jähr.) Auch dieser Jahrgang, der achtundzwanzigste, des bekannten außerordentlich zweckmäßig eingerichteten Termin- und Notizkalenders sollte in keinem Kontor fehlen, denn er bietet neben dem 26 Bogen starken Schreibkalender in schmal Format noch einen Anhang, der einen überaus reichen Inhalt hat. Derselbe ist ein sicherer Führer auf dem Gebiete des Handels und der Industrie, des Zoll- und Steuerwesens, der Bevölkerungsstatistik, der Eisenbahnen, Posten und Telegraphen, der Landarmee wie der Marine, der sozialen Gesetzgebung etc., kurz er bietet das für jeden Geschäftsmann Wissenswerthe in knapper und übersichtlicher Form. Besonders dankenswerth sind die Verzeichnisse sämtlicher Reichsbankanstalten, der Rechtsanwälte im Deutschen Reich, der deutschen Konsulate und Deutschen Postanstalten. Eine werthvolle Beilage bildet die neue Eisenbahnkarte von Mitteleuropa. Dazu kommt noch der recht mäßige Preis von 1 M. 50 P., so daß wir diesen „Kalkalender“ bestens empfehlen können.

Der Kampf um den Südpol. Der mehr und mehr das allgemeine Interesse der Völker von dem nördlichsten Punkte der Erdoberfläche ablenkt, ist keineswegs ein Problem der neuesten Zeit, aber dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, nicht weniger als vier Expeditionen gleichzeitig in die von rosenden Stürmen durchbrauten Eiswästen der Antarktis zu entsenden. Erst vor wenigen Tagen hat Otto Nordenskjöld, des großen Polarforschers großer Sohn, vor einer auf's Tiefste ergriffenen Hörerschaft Bericht erstattet über die beispiellosen Schrecknisse der südlichen Polarwelt und über die ansehnlich geringen und doch so bedeutamen Ergebnisse seiner gefährvollen Reise. Demen, die von den packenden Schilderungen zu Bildnissen auf frühere Expeditionen zur Entdeckung des Nord- und Südpols angeregt werden, bietet sich gerade im Augenblick eine treffliche Gelegenheit in den neuesten Lieferungen (69—73) der Publikation Hans Kraemers „Weltall und Menschheit“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57), deren vierter Band die Geschichte der Erforschung der Erdoberfläche und des Meeres umschließt. Zahllose historische und moderne Bilder aus der Geschichte der Polarforschung ergänzen den fesselnden Text in wirksamster Weise.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2783.

Vornehme Weihnachtsgeschenke.

Künstlerisch ausgeführte
Oelgemälde und Aquarelle

(Originale von Prof. Ludwig v. Köhler),
lerner moderne und antike

Spiegel u. Bilderrahmen

werden bis Weihnachten weit unter dem
reellen Werth zum Verkaufe ausgestellt
und bietet sich Liebhabern eine selten
günstige Gelegenheit, künstlerische Weh-
nachtsgeschenke sehr preiswerth zu er-
werben.

M. Barfels, Langgasse 32
im Neubau des „Europäischen Hof“.

Gegründet 1872. Tel. 3197. Eigene Werkstätten.

Weihnachts-Ausstellung

von B. Schmitt, Möbel- und Innendecoration.

in sämtlichen 14 Schaufenstern des Hauses

34 Friedrichstrasse 34, Durchgang nach der katholischen Pfarrkirche und Luisenplatz.

Größte Auswahl am Platze in dieser Branche.

Musterzimmer
in den oberen Etagen — Lift.
Grosses Lager
in Gardinen und Decorationen.

Muster-Ausstellung
deutscher Büro-Möbel.

Alleinvertretung
der Firma
Finkenrath Söhne, Barmen.

Selbstöffner in Büroschränken,
Pulten, Registratoren.
Vollständig staubdicht.

Neuheiten in Weihnachts-Artikeln
in grossartiger Auswahl.

Rauch- und Spieltische, Theetische,
Theewagen, Theeschränke, Satztische,
Salon-, Servier-, Fantasie-Tische,
Büsten- u. Palmständer, Säulen,
Stafelstühle, Paravents, Etagères.

Balustraden- u. Sitzmöbel-Arrangements,
alle Arten Salonstühle, Fauteuils etc.

Club-Fauteuils und Canapés
mit echtem Saffianleder u. sonst. bequeme
Fauteuils in allen Preislagen u. Bezügen.

Damen-, Herren-Schreibtische und
Bücherstänke.
Flur-Garderoben, Frisier-Toiletten,
Dreh-Etagères, Schreibessel, Wand-
börde etc. etc.

Man verlange Katalog.

Die vorjährigen Modelle werden zu reduzierten Preisen verkauft. 957

Nützlichste Weihnachtsgeschenke!

Becker's

Nähmaschinen

Sticken, stopfen,
nähen
den schönsten Stich,
sowie
vor- und rückwärts.
Langjährige Garantie.
Theilzahlung.

Ausleihen
Nähmaschinen-Gesellschaft
am Platze, Gegr. 1867.
(früher Kirehgasse 11).

Größte Neuheit!
120 Meter
Untergarn fassend

Mit Kugellager,
daher
ungemein leicht
und
ruhig laufend.

Fredr. Becker

(Inh.: Gebr. Friedr. u. Ferd. Becker, Fachmechaniker),

Moritzstr. 2, Ecke
Rheinstrasse.

Electro-Motore an jede Nähmaschine anzubringen,

in meinem Geschäftsalokal stets in Betrieb zu besichtigen.

Gleichzeitig empfehle meine grosse Auswahl:

Fahrräder mit und ohne Freilauf, umschaltbare Uebersetzung,
sowie kettenlose. — Nur Modell 1905.

1729



Nr. 299.

Donnerstag, den 22. Dezember 1901.

9. Jahrgang

Edda Geerborg.

Roman von B. Riedel-Ehrens.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Robert Lowehl hatte sich bei Geerborgs nicht mehr bliden lassen, und als Frau Alberta dreimal einen ablehnenden Bescheid auf ihre Einladung erhalten, ließ sie ihn gewähren, ohne pikirt zu sein, war ihr doch sein Fernhalten erklärlich und die stille Neigung für Edda nicht verborgen geblieben; sie hatte von jeher den bevorzugten Schützling ihres Christian hochgeschätzt und glaubte es seinem Andenken schuldig zu sein, ihn für alle Zeiten als willkommenen Freund des Hauses zu betrachten.

Man begann allmählich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit Eufannens, welche im September stattfinden sollte; Edda kam das gelegen, weil ihre eigene Person dadurch in den Hintergrund trat, man kümmerte sich noch weniger um ihr Thun und Lassen. Von der strahlenden Seligkeit einer beneidenswerthen jungen Braut ist auch an Sanna wenig zu spüren, obgleich sie bemüht ist, möglichst froh und zufrieden zu erscheinen, sie ist fast so ernst wie Edda, nur von weicherer, mädchenhaft lieblicherer Art; Edda, die früher so viel Werth darauf legte, von stolzer, zuweilen fast verletzender Offenheit zu sein, trägt gegenwärtig eine undurchdringliche Maske, die ihr wirkliches Empfinden gänzlich verbirgt.

Es kommen Stunden, wo sie sich nach einem Menschen sehnt, dem sie mit unumwundener Offenheit vertrauen dürfte, doch es ist niemand da; auch vor Sanna hat sie eine heilige Scheu, die reine, zarte Schwester würde nichts von den Abgründen des Lebens verstehen, die sich in Eddas Seele befinden und starke, häßliche Kämpfe gebären.

Heute war des Vaters Geburtstag, der still begangen werden sollte; Edda hatte sich vorgenommen das Kreuz unter den Tannen aufzusuchen, nachdem sie während der letzten Wochen diese Stätte schmerzlichster Erinnerung gemieden. Auch Robert Lowehl gedachte dieses Tages und schlug auf seinem Spaziergange durch den Wald die Richtung nach dort ein. Der Tag war trüb und unbefändig, ein lebhafter Nordwestwind wehte, als es plötzlich still wurde und eine gewaltige dunkle Nebelwolke schwerfällig sich vorwärts wälzte, die eigantischen Niesenarme düster vor sich hinstreckend und die ganze Gegend in graue Schleier hüllend.

Die Gedanken des jungen Direktors weilten bei der Tochter seines alten Freundes; hätte er gelebt, würde sie sich jenem reichen Manne nicht verkauft haben oder doch vielleicht, um ihren Vater vor dem bevorstehenden Ruine zu retten. Dessen wäre sie damals fähig gewesen, aber jetzt, jetzt, warum sie es jetzt gethan? — Da stand er wieder vor dem unheimlichen Räthsel, das ihn während der vergangenen Wochen fast um den Verstand gebracht.

Er ging, das Haupt leicht gebeugt, um den Mund einen Zug ironischer Bitterkeit und Weltverachtung und die feine Falte zwischen den geraden Augenbrauen bekundete die Intensität eines beharrlichen, quälenden Gedankens.

Wo fand sich noch stolze Weiblichkeit, da selbst der Stolz dieses Mädchens eitel Komödie gewesen!

Jetzt wurde es heller; er befand sich am Waldsaum, wo über der leisen Bodensenkung sich die ineinander verschlungenen

Zweige von zwei alten Niesenbuchen senkten und so gleichsam eine Pforte zu der zerklüfteten Sandfläche bildeten, wo die Tannengruppe sich in dunklen Umriffen aus dem weißwallenden Dunst hob.

Robert Lowehl stieg — nicht weit von dem verwitterten Steinkreuz kniete Edda Geerborg. Er wunderte sich, daß sie am Boden kniete, und zögerte, ob er sie anreden oder umkehren sollte; endlich entschloß er sich für das letztere.

Edda hatte den Direktor doch bemerkt, keine Bewegung, von dem Zögern an bis zum raschen Umdrehen, war ihr entgangen; sie erhob sich und sah der verschwindenden Gestalt nach.

Robert Lowehl mußte wohl jetzt von der bevorstehenden Verlobung mit Herrn von Stavenau und beabsichtigte, einem Begegnen mit ihr auszuweichen; kurz entschlossen, hatte er ihr den Rücken gekehrt, wie jemandem, dem man das Wort nicht mehr gönnen mag und den man endgiltig zu den Todten wirft. Der Nebel ist dichter geworden, auf zwanzig Schritte im Umkreise sind die Gegenstände nicht mehr recht deutlich zu erkennen; enger und enger umschließt der fenchgraue Mantel, aus dem die Bäume und Sträucher gespensterhaft schwärzlich ragen, die Gegend und setzt an den Nadeln der Tannen und den Blättern der Gesträuche Tropfen ab, die sich von Zeit zu Zeit lösen und auf den Boden fielen.

In lebhaften Gedanken versunken, hatte Edda nicht bemerkt, daß sie bereits an den Niesenbuchen am Ausgange des Waldes vorbeigegangen, bis ihr nach einer Weile einfiel, die betreffende Stelle müsse nun erreicht sein. Robert Lowehl aber, der, ohne von ihr gesehen zu werden, Edda im Auge behalten, wunderte sich wieder, daß sie bei dem Wetter nicht den gewohnten nächsten Weg nach Hause gewählt und folgte ihr unwillkürlich in entsprechender Entfernung. Hatte sie ihn verfehlt oder war es ein anderes Ziel, das sie verfolgte? Im übrigen, was ging es ihn an! Aber ein Gemisch von Spannung und dem Wunsche, falls sie unbewußt irre gegangen, ihr nahe zu sein, veranlaßte ihn, ihr unbemerkt zu folgen.

So setzten die beiden ihre seltsame Wanderung lautlos eine Zeit lang fort, Edda immer das Merkzeichen der Buchen, die nicht kommen wollten, suchend, um dann eine Strecke zurückzugehen und von neuem wieder vorwärts, einmal mußte sie den Eingang doch erreichen!

Und endlich fand sie ihn, es war jedoch der rechte nicht! Gleichviel, da er dieselbe Richtung hatte, wählte er bald auf den Hauptweg führen, und sie schlug ihn ein.

Das war ein Irrthum, der Hauptweg zeigte sich nicht; Edda hatte die Richtung verloren und schritt auf einem Seitenpfade, der nach Westen zu in ein entlegenes Dorf führte, zuvor jedoch auf eine Chauffee, von welcher man nach halbstündiger Wanderung Stavenhagen erreichen konnte.

Nach etwa zehn Minuten hielt sie von neuem inne, die verloren stehenden Fichten mutheten sie vollkommen fremd an, hier war sie noch nie gewesen und plötzlich wurde es ihr klar — sie hatte sich im Walde verirrt. Wohin sich wenden, nach welcher Himmelsrichtung zu, inmitten dieser undurchdringlichen

wogenden Mauer, die sie dichtet und dichter umspinnend von der Außenwelt trennte, kühl, todtentstarr und schauerlich. Robert Towehl folgte ihr noch immer; da er wußte, daß dieser Weg nach Stavenhagen führte, kam ihm die Vermuthung, Edda wollte vielleicht nach dort; unglaublich zwar, doch konnte man ihr so etwas zutrauen. Edda Geerborg ließ sich nicht leicht durch ein Hinderniß von ihrem Vorhaben abbringen! Er wollte doch sehen, wie dieses Abenteuer verlief.

In diesem Momente glaubte er hinter sich durch die fürchterliche Stille den Klang menschlicher Stimmen zu vernehmen — höhl und fremdbartig, aber Täuschung war es nicht; die Fichten standen noch dünner gesäet, es fiel ein fahler Schein von oben auf die Lichtung.

Die scharfen Augen spähend in die Gegend richtend, woher die Laute schallten, gewahrte er bald die Numrisse eines Mannes zu Pferde und vor ihm, nicht weit davon, einen Menschen, der einen Sack auf der Schulter trug. Auf dem weichen, nadelbedeckten Boden näherte sich Robert geräuschlos, so daß nun jedes Wort deutlich herüberschallte.

„Also das drittmal, daß ich Sie beim Holzstehlen ertappe!“ rief die Stimme des Reiters, in welchem er Herrn von Stavenau erkannte. „Nun ist es mit meiner Geduld zu Ende, Bielle, ich zeige Sie an.“

Bielle? Robert Towehl kannte auch diesen. Das war der Arbeiter, der sich vor ein paar Monaten auf dem Gute Roskow die linke Hand derartig verletzten in der Dreschmaschine, daß er arbeitsunfähig geworden war.

„Thun Sie das nicht, Herr!“ antwortete der Mann drohend, „ich hab ja bloß das werthlose Kleinzeug gesammelt und den Ast da hab ich gefunden, er lag unter der großen Eiche!“

„Das ist nicht wahr, Sie haben ihn abgebrochen, denken Sie nicht, daß ich mich so unverschämte belügen lasse, das geht denn doch zu weit! Wiederholt habe ich Ihnen verboten lassen, den Forst überhaupt zu betreten, Sie lehten sich aber nicht daran, das Maß ist voll, diesmal erhalten Sie die verdiente Strafe.“

„Meine Frau ist kaum aus den Wochen, Herr“, lenkte Bielle in heiserem Tone ein, „und die Johanna, was meine älteste ist, kann kaum noch laufen, sie war krank von all dem Elend, ich kann ja so gut wie nichts mehr thun mit der gequetschten Hand —“

„Dann muß die Gemeinde für Sie sorgen“, unterbrach ihn der Gutsherr barsch, „ich dulde das Stehlen in meinem Forst nicht länger, eine Schande ist's, was man heutzutage sich von dem Gefindel gefallen lassen muß!“

„Wir sind ehrliche Leute, Herr! Zeigen Sie mich nicht an, diesmal noch nicht, — und wenn Sie es doch thun — da — gibt's ein Unglück.“

„Auch noch drohen, na ja! Es ist doch großartig, wie weit Ihr es in der Unverschämtheit gebracht habt. Aber ich werde ein Exempel statuiren und will doch sehen, ob man Euch nicht mehr Respekt vor dem Mein und Dein beibringen und Euch lehren kann, wer hier Herr ist.“

Ralf von Stavenau ritt fort, die Verwünschung, welche der andere ihm nachsandte, überhörend, und Robert Towehl näherte sich dem Mann.

„Guten Tag, Bielle; ich hörte soeben aus dem Wortwechsel mit dem Gutsherrn, daß es Ihnen schlecht geht, und bin empört, daß er Sie des bißchen Strauchwerks wegen anzeigen will! Er ist imstande, die Drohung auszuführen.“

Der Angeredete ließ den Sack auf den Boden gleiten und zuckte resignirt die Schultern; er hatte einen schlechten, geflickten Rock an, aber das blaue Kottumhünd und sein Halsstuch waren sauber, ebenso das abgetragene Beinkleid.

„Was kann denn unsereins anfangen, Herr Direktor, der Reiche hat die Macht, für uns Armen gibt es keine Gerechtigkeit. Glauben Sie mir, ich mußte an mich halten, ihm nicht eins zu versehen mit meinem gesunden Arm, aber was hilft es, man macht sich ja nur noch unglücklicher. Und wo nun noch meine Frau so schwach ist und ich mit der kaputten Hand fast nichts verdienen kann!“

Es lag in den noch jugendlichen Zügen des Mannes etwas Gutmüthiges, Ehrliches, das Robert Towehl für ihn einnahm, keine Spur von Haß oder Rachsucht, nur stille Ergebung. Vielleicht war es auch jene Stumpfheit, wie das Uebermaß des Elends sie bei den Leuten dieser Klasse zu zeitigen pflegt.

„Sie scheinen ein vernünftiger Mann zu sein, Bielle, — nun, vielleicht führte der Zufall mich nicht umsonst hierher. Kommen Sie doch morgen Abend zu mir, gegen acht, vielleicht bin ich in der Lage, etwas für Sie thun zu können. Hier haben Sie eine Kleinigkeit für das franke Kind“, er drückte ihm bei diesen Worten ein Zehnmarkstück in die Hand, „und den Sack da schütten Sie aus, sollte Stavenau Sie wirklich anzeigen, so bin ich Zeuge, daß Sie das Holz hier liegen lassen.“

Bielle folgte bereitwillig dem wohlmeinenden Rath.

„Gott vergelt's, Herr Direktor, tausend Dank“, sagte Bielle. „Ach, ich bin ja schon ein paarmal willens gewesen, Sie um Arbeit zu bitten, auf den Höfen kann man mich nicht mehr gebrauchen. Ich hab' mir die Füße abgelaufen nach Arbeit und endlich verliert der Mensch den Muth.“

„Also bis morgen, Bielle“, verabschiedete sich Towehl.

Und von neuem verfolgte er Eddas Spur, die ihm während des kleinen Zwischenfalles aus dem Gesicht gekommen war.

Die Dämmerung vertiefte sich, es war acht Uhr vorüber, unmöglich konnte Edda Geerborg um diese Zeit noch nach Stavenhagen wollen, es blieb kein Zweifel, sie hatte sich verirrt. Ob sie schon dessen sich bewußt geworden? Schattenhaft sah er die dunkle Gestalt dort zwischen dem Buschwerk vor sich hergleiten, gespensterhaft aus dem Nebel hervortretend, dann verschwiegend; mochte sie nur weiter wandern in ihrer selbstbewußten Kraft, einmal würde sie doch hilfesuchend innehalten, und dann war er da.

Wieder verging eine Viertelstunde, im Walde war es Nacht geworden; nur mit der größten Anstrengung und nachdem er die Entfernung zwischen ihnen verkürzt, gelang es ihm, Edda im Auge zu behalten, als er bemerkte, daß sie stehen blieb, sich nach allen Seiten prüfend umsah, und zugleich glaubte er, einen schwachen Hilferuf zu hören.

Er irrte sich nicht, denn längst war es Edda zur Gewißheit geworden, daß sie fehlgegangen sei. Wohin führte der endlose, unbekannte Weg, nach Soran oder in die entgegengesetzte Richtung? Eine nicht mehr zu unterdrückende Angst inmitten dieses undurchbringlichen Nebels, der ihr ringsum schwarz entgegenkähte und jede Hoffnung, jemand zu begegnen, ausschloß, sagte sie an, und so überwältigend wurde endlich das Gefühl der erlöbenden Hilflosigkeit, daß ein Angstschweiß sich der gepreßten Brust entrang.

„So trostlos, Fräulein Geerborg, als glückliche Braut des reichen und edlen Herrn von Stavenau?“

Nun standen sie einander gegenüber, sie stumm vor Ueberaschung und vnenldlicher Erleichterung.

„Sind Sie es wirklich, Herr Direktor —“

„Ja, ich bin es wirklich.“ Eine namenlose Bitterkeit riß ihn fort, die Worte fehlten ihm, er stieß sie abgebrochen hervor, war es doch zum erstenmal seit dem Tage, wo er am Bahnhof von der bevorstehenden Verlobung gehört, daß er sich allein mit ihr befand. „Ein menschliches Nühren veranlaßte mich, Ihnen zu folgen, sobald mir klar wurde, daß Sie irre gingen in dem tödlichen Nebel und nun die Zusammenkunft mit Ihrem Herrn Bräutigam verfehlt haben.“

„Eine Zusammenkunft? Sprechen Sie deutlicher, Herr Towehl —“

„Noch deutlicher? Gehen Sie getroßt nach Hause, Herr von Stavenau ist querwaldein geritten, in seiner zornigen Erregung vielleicht dicht an Ihnen vorbei. Er hatte es nämlich eilig, um einen armeligen Menschen, einen Krüppel, der sich ein Bündel Strauchholz in dem hochherrschaftlichen Forst zusammengelesen, bei der Polizei anzuzeigen!“

„Ich verstehe noch immer nicht“ entgegnete Edda, während das stürmisch aufwallende Blut ihr heiß in die Wangen stieg, „ich wußte gar nicht, daß Herr von Stavenau sich hier befand und war nur nach der Tannengruppe gegangen, es ist doch heute meines Vaters Geburtstag —“

„Also kein Stellbichein! Schade übrigens, daß Sie trotzdem sich nicht in der Richtung getroffen haben. Sie wären Zeuge eines Auftritts geworden, der Ihnen Kenntniß über den Charakter Ihres Verlobten gegeben hätte, falls Sie noch im Unklaren darüber sind.“ Und er erzählte ihr kurz das Vorgefallene; langsamen Schrittes traten sie den Rückweg an, und obgleich innerlich empört über Ralf Stavenaus Handlungsweise, verbarg sie das doch sorgfältig vor Robert Towehl.

„Er wird selbst am besten wissen was er zu thun hat, Herr Direktor.“

„Allerdings, er hat das immer sehr gut gewußt. Und nun empfangen Sie vor allen Dingen meinen Glückwunsch zu der Verbindung, Fräulein Geerborg. Der reiche Gutsherr würde zwar nicht ganz ein Schwiegersohn nach dem Herzen Ihres Vaters sein, aber das ist ja gleichgiltig, die Todten reden nicht mehr mit, und was mich betrifft, so bewundere ich Sie aufrichtig! Ich bewundere Ihren überlegenen Geist, Ihren scharfen Verstand, der mich so gründlich zu täuschen verstand daß es eine Zeit gegeben, wo ich vermuthete, Sie besäßen ein echt weibliches, fein empfindendes, stolzes Herz.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Retter in der Not.

Von Wilhelm von Crotha.

(Nachdruck verboten.)

So, also in acht Tagen fahrt Ihr nun rüber nach Amerika, Rose? Ist's wirklich wahr?"

"Ja, wir fahren — leider," seufzte das Mädchen.

"Laß man gut sein, Rose, zusammenkommen tun wir beide doch; wann, na, dafür laß mich sorgen. Erschrick' nur nicht, wenn Du mich irgendwo mal wieder siehst. 's ist möglich, daß es schon bald ist. Adjes auch, Rose! Komm, gib mir noch 'nen Schmatz! — So, das tut wohl, von seinem Mäd'el 'nen recht herzhaften Kuß zu kriegen! Nu hör' aber auf mit dem Weinen, — der Alte, Dein Vater, na, warte man, der kommt doch noch 'mal, wenn er mich braucht! Also adjes auch, und sei mutig!"

Die so sprachen, waren die Kinder, d. h. sie waren nun schon herangewachsen, er ein stattlicher Bursche von einigen 20 Jahren und sie ein dralles, feisches, auffallend hübsches Mädchen von etwa 19 oder 20 Jahren. Also sie waren die Kinder der beiden reichsten Bauern im Dorfe, deren Ländereien und Höfe nebeneinander lagen. Viele Jahre lang hatten die beiden Familien einträchtiglich nebeneinander gewohnt, dann aber kamen erst kleine Differenzen vor, die allmählich sich auswuchsen und endlich zum gänzlichen Bruch der beiden Nachbarn führte. Aber die Kinder hatten sich wenig um die Händel der Alten gekümmert; und als die beiden dann älter wurden, da war aus der Kinderliebschaft eine echte und wahre Liebe geworden. Und als dann der Huberbauer, der Vater der schönen Rose, dem Hannes mit harten Worten die Tür gewiesen hatte, als jener vor gar nicht langer Zeit um die Rose warb, da wurde die Liebe nur noch inniger, wenn sich die beiden auch nur gar selten sahen.

Nun wollte der Huberbauer fort, — weit fort, — über's Meer rüber nach Amerika. Er hatte sein Anwesen verkauft, „denn ich will lieber die alte väterliche Scholle aufgeben, als den Sohn meines grimmigsten Feindes zum Schwiegersohn haben!“ hatte er gesagt. Und nun sollte er in wenigen Tagen sein heimatisches Dorf verlassen, um jenseits des Ozeans starrköpfig in der Einsamkeit mit seinem einzigen Kinde noch einmal mit der Arbeit zu beginnen. — — —

Es war einen Tag vor Sylvester, und die jungen Burschen des Dorfes saßen bei einem Glase Bier in der Dorfschenke. Auch der Hannes war dabei.

„So, Kinders, nun trinken wir auf's kommende Lebensglück!“ lachte er und klimperte dabei mit der Rechten in der Hosentasche, wo er sein Geld drinn hatte.

Man stieß an. Hannes verließ bald darauf die Wirtsstube und ging. Draußen traf er seinen Großknecht, dem er Weisung gab, die Kalesche mit den Schimmel anzuspannen.

Raum eine halbe Stunde darauf rasselte der leichte Wagen zum Dorfe hinaus. Es regnete, und das war gut, denn dadurch war die große Dorfstraße leer und niemand außer einem weiblichen Wesen zu sehen. Als der Hannes sie sah, zügelte er die Pferde, und nach einem Aufenthalt von kaum einer halben Minute saß das junge Mädchen neben ihm im Wagen. — Es war Rose.

Eine Entführung! — ruft jetzt der Leser. Schön, abwarten, so ganz unrecht mag er nicht haben. Aber es kann auch anders kommen.

Am Bahnhofe nahmen sie aber Abschied, und der Hannes gab der Rose ein dickes, fünfmal versiegeltes Paketchen in die Hand; dann nahm er seinen Handkoffer und ging in den Wartesaal. — Die Rose fuhr nach Hause; sie war so glücklich, daß ihr Hannes sie nicht verlassen werde. Aber wie mag das alles werden? dachte sie.

Es war einige Tage nach Neujahr, als vor die große Wartehalle der „Hamburg-Amerika-Linie“ in Hamburg Wagen auf Wagen, voll beladen mit Menschen, vorfuhr. Diese Wagen waren Rollfuhrwerke, auf denen die Auswanderer bis zur Landungsbrücke gebracht wurden. Von einem derselben sahen wir einen alten, großen Bauern in der Tracht der Schwäbmer heruntersteigen, dem gleich darauf ein junges Mädchen folgte. Es war der Huber-

bauer mit seiner Tochter. Trohdem ihm der Abschied von seiner Scholle bittere Stunden der Trauer gekostet hatte, so schien er doch vergnügt zu sein, da er sich lachend die Hände rieb, denn es war bitter kalt, und es schneite. Die Freude über seinen Triumph, dem Sohn seines grimmigsten Feindes dessen Lieb, seine einzige Tochter, entführt zu haben, waren bei ihm sehr groß, denn der Eigensinn eines echten, rechten Bauernschädels ist keine Kleinigkeit, und das hat viel Gutes. Aber davon wollen wir nicht reden. —

Bald standen alle die „Emigranten“, wie der Seemann diese Leute nennt, wohlgenut in der großen Halle, um an Bord eines Tenders zu gehen, der sie noch heute stromabwärts zum Schiff bringen sollte, das bei Brunsbüttel vor Anker lag.

Endlich, nach stundenlanger, „höchst eintöniger Fahrt“, wie der alte Huberbauer meinte, legten sie längs des großen Ozeandampfers an und wurden gleich in den Räumen untergebracht, in denen sie während der Ueberfahrt haufen sollten.

Jeder Mann oder Frau trug ein weißes Schild mit einer Nummer darauf, und auch darüber knurrte der alte Bauer, der sonst seinen Knechten und Mägden sagen und mit ihnen schelten konnte, wie es ihm beliebte, und hier war er nur eine Nummer. Zu seinem großen Aerger aber befand sich einer seiner ehemaligen Knechte mit auf dem Schiff, der sich nicht wenig freute, daß sein alter und gestrenger Herr und Gebieter nicht mehr war, wie er selbst. — —

(Schluß folgt.)

Galgenhumor.

Von Ferdinand Runkel.

(Nachdruck verboten.)

Wie kann man zwei Begriffe von so verschiedener Qualität miteinander verbinden, wie Galgen und Humor. Humor ist doch im allgemeinen von dem Lachen unzertrennlich, und am Galgen wird gewiß noch keiner gelacht haben. Und trotzdem muß im Volk der Humor dem Galgen koordinabel sein. Das Dreibein spielt überhaupt in der Phantasie des Volkes eine große Rolle. Man bemerkt es sogar zu Zahlenbestimmungen; wie man eine Handvoll für fünf anwendet, so spricht man in Holstein von einem „Galgenvull“, womit sieben Personen gemeint sind. Offenbar, weil der Galgen nur „sieben-schlafzig“ war. Dieser Zahl begegnen wir wieder in den Märchen der Brüder Grimm, wo auch immer sieben Spitzbuben baumeln. Die Sieben ist bekanntlich die heilige Zahl, und in der Verbindung mit dem Galgen verquicken sich zwei Begriffe von seltsamem Gegensatz. Im Gotischen noch wird Galgen für das Kreuz Christi gebraucht, also ein absolut religiöser Begriff, der erst durch das Fremdwort Kreuz verdrängt und Terminus für das heilige Dreibein wurde.

Wie nun kommt der Humor zu dem eigentlichen schauerlichen Galgen? Will das Volk mit Galgenhumor die Art von Lustigkeit benennen, die sich unter dem Galgen fundiert, also denkt es objektiv, oder bezieht es den Humor des zum Galgen Verurteilten: subjektiv?

Wir sind heute mehr geneigt, die letztere Anschauung für die richtigere zu halten, und was wir unter Galgenhumor verstehen, deckt sich weit eher mit Resignation, mit dem Humor, der aus der Angst entspringt, gewissermaßen, um diese zu betäuben.

Und doch ist es das nicht allein. Das Volk verfuhr bei der Bildung des Begriffes Galgenhumor ähnlich wie bei dem des Treppenviehes. Darunter will es nämlich den Witze verstanden haben, der auf der Treppe gemacht wird.

Unsere starknervigen Großeltern konnten sich eine Hinrichtung ungefähr mit demselben Genuß ansehen, wie wir heute eine Tragödie, und sie konnten aus dem Schaurigen heraus Witze reißen. Der Galgen spielt daher im Märchen und in der Sage durchaus keine schreckliche Rolle; er bringt immer etwas Humoristisches ins Milieu. Man denke sich Rübezahn am Galgen, oder Reinecke Fuchs auf der Leiter, oder den Soldaten, der noch erst sein Pfeifchen rauchen will, ehe er baumeln muß.

Das Volk hat keine Furcht vor dem Galgen, es denkt sich gar nichts Schlimmes dabei; das reine Gewissen schützt es vor Meister Hämmerlings Halsbinde, wie es euphemistisch den Strang bezeichnet.

Wir finden heute, wie schon gesagt, im Galgenhumor mehr

Gesicht machte, mit einem Ferryboot über den Hudson von Hoboken nach Newyork. Die beiden waren Hannes und Rose, die sich eben hatten trauen lassen, und der dritte war — der alte Huberbauer. Hannes hatte ihn mit seinem Gelde gerettet, das Rose von dem Geliebten am Tage seiner Abfahrt in jenem fünffach versiegelten Briefe zur Aufbewahrung erhalten hatte. Das war seine zweite gute Tat als Retter in der Not. —

Und in Newyork? heiratet man schnell, viel schneller als in Europa — aber mit dem „Geschieden werden“ steht's dort schlecht — Gott sei Dank! —

Alle drei sind nach dem Westen gezogen und reiche Grundbesitzer geworden, aber nur mit dem Gelde — und durch Arbeit.



Der Tanz im sechzehnten Jahrhundert.

Wie es im sechzehnten Jahrhundert auf einem Balle oder Tanzfeste zugeht, davon gibt uns der gelehrte markgräflich badische Rat und Oberzogt zu Pforzheim, Johann von Münster, in seinem zuerst 1594 gedruckten „gottseligen Traktat vom ungottseligen Tanz“ in folgendem genaue Mitteilung: „Die deutsche allgemeine Tanzform besteht hierinnen, daß nachdem bei den Pfeisern und Spiel-leuten der Tanz zuvor bestellt ist, der Tänzer aufs Zielste, Höflichste, Prächtigste und Höfartigste herfürträte und aus allen allda gegenwärtigen Jungfrauen und Frauen eine Tänzerin, zu welcher er eine besondere Affektion trägt, jene erwählte. Dieselbe mit Reverenz, als mit Abnehmen des Hutes, Küssen der Hände, Kniebeugen, freundlichen Worten und anderen Ceremonien bittet, daß sie mit ihm einen lustigen, fröhlichen und ehelichen Tanz halten wolle. Diese (hochwürdige) Bitte schlägt die beehrte Frauensperson nicht leichtlich ab, unangesehen auch der Tänzer, der den Tanz von ihr begehrt, bisweilen ein schlimmer Pflugsengel, oder ein anderer unnützer, vollgeöffener Esel, und die Frauensperson eine statliche vom Wohl oder eine andere ansehnlich denn reiche Frau oder Jungfrau ist. Es wäre denn, daß sie um eines Verstorbenen willen trauert oder Leid trüge. In dem Fall ist sie, und auch eine Mannsperson entschuldigt. Sofern noch bei dem, der den Tanz begehrt, so viel Verstandes übrig ist, daß er diese Entschuldigung annehmen will. Ist aber der Kerl gar toll und voll, der den Tanz begehrt, so muß die Frauensperson eben wohl fort. Will sie nicht tanzen, so mag sie schleiffen. Will sie im Tanz nicht lachen und fröhlich springen, so mag sie weinen und sauer aussehen und traurig tanzen. Denn er verläßt sie nicht, weil er sie bei der Hand hat, sondern er zieht mit ihr immer fort, zum Tanze, wie mit einem Widder zur Kuch. Darüber lachen etliche, die dabei stehen und zusehen; etliche aber, denen die Frauensperson verwandt ist, sehen übel aus und dürfen bisweilen mit diesem unzeitigen Tänzer Handel und Streit anfangen. Ist aber die Frauensperson also daran, daß sie aus wahrer Erkenntnis Gottes den Tanz hasset und dem Tänzer den Tanz abschlägt, oder aus anderen Ursachen mit ihm zu tanzen sich weigert, so ist das Ei zertraten. Dann fängt der Tänzer an zu fragen, oder beschickt die Frauensperson durch seine Freunde, was sie für Ursache habe, ihm den Tanz zu verweigern, ob er nicht redlich, ehelich oder gut genug dazu sei u. s. w. Zuweilen wartet der Tänzer nicht so lang, daß er die Bescheidung kann fürnehmen, sondern schämt sich auch nicht, die Jungfrau oder Frau, sobald sie ihm den Tanz geweigert hat, wider alle Billigkeit, Redlichkeit und Recht aufs Maul zu schlagen. Etliche geben dem Schläger Recht und verteidigen seine lose Sätze mit dem Spruch: einem ehelichen und redlichen Manne muß und soll man keinen Tanz weigern. Darum ist der Person Recht geschöhen u. s. w. Andere aber halten dieses (wie denn billig ist), für eine solche unbescheidene, tyrannische Tat, daß sie wert sei, daß die ganze Gesellschaft derselben sich annehme und sie räche. Daraus dann endlich solch Weck erfolgt, das ohne Blutvergießen und stetigem Hasse nicht wohl oder kaum kann beigelegt oder verglichen werden. Wenn aber die Person bewilligt hat, den Tanz mit dem Tänzer zu halten, treten sie beide herfür, geben einander die Hände und umfassen und küssen sich nach Gelegenheit des Landes, auch wohl recht auf den Mund, und zeigen sich sonst mit Worten und Gebarden die Freundschaft, die

sie vor langer oder kurzer Zeit gewünscht haben, einander zu zeigen. Darnach, wenn es zum Tanz selbst gekommen ist, halten sie erstlich den Vortanz; derselbe gehet etwa mit ziemlicher Gravität ab. Es kann aber in diesem Vortanz das Gespräch und Unterredung derer, die sich lieb haben, besser gebraucht werden, als in dem Nachtan. Dies aber haben sie gemein, daß die Tänzer, wenn sie zum Ende des Gemaches, in welchem sie tanzen, gekommen sind, wieder umkehren und sich zu beiden Seiten, zur rechten und zur linken, so lang wenden und treiben, vorgehen und folgen müssen, bis der Pfeifer aufhört zu spielen, und ihn gelüftet, ein Zeichen zu geben, daß der Vortanz ausgetanzt sei. Darnach ruhen sie ein wenig, stehen aber nicht lange still. Sind es gute Freunde, so reden sie miteinander von den Dingen, die sie gern hören. Ist aber die Freundschaft nicht so groß, so schweigen sie still und warten, bis der Pfeifer wiederum ausblaset zum Nachtan. In diesem gehet es was unordentlicher zu, als in dem vorigen. Denn allhier des Laufens, Tummelns, Handdrückens, heimlichen Anstoßens, Springens und bäurischen Laufens und anderer ungebührlichen Dinge, die ich Ehre wegen verschweige, nicht verschonet wird, bis daß der Pfeifer die Leute, die wohl gern, wenn sie könnten, einen ganzen Tag tollerweise zusammenlieffen, durch sein Stillschweigen geschieden hat. Da hört man dann oft Aen schrecklichen Fluch über den Pfeifer, daß er viel zu bald den Tanz ausgespielt oder auch manchmal den Tanz zu lang gemacht hat. Denn sie schämen sich, aufzuhören zu tanzen, ehe und bevor der Spieler aufgehört hat zu pfeifen. Die Strafe wird ihm bisweilen auch zugelegt, daß er noch einmal um dasselbe Geld (wie sie reden) aufblasen muß. Da gilt es dann mit Tanzen aufs neu. Wenn aber der Tanz zu Ende gelaufen ist, bringt der Tänzer die Tänzerin wiederum an ihren Ort, da er sie hergenommen hat, mit voriger Reverenz, nimmt Urlaub und bleibt auch wohl auf ihrem Schoß sitzen und redet mit ihr, dazu er durch den Tanz sehr gute und keine bessere Gelegenheit hat finden mögen.“



Für die Hausfrau.

Die Kunst, die Ueberbleibsel der Küche zu verwerten, ist von der größten Wichtigkeit nicht nur für den bürgerlichen Haushalt, sondern auch für eine große Küche.

Das gekochte Rindfleisch gibt, wenn richtig zubereitet, für den nächsten Tag ein gutes Frühstücksgesicht. Unter den verschiedenen Arten der Zubereitung ist eine der besten die folgende:

Man schält eine Anzahl großer Zwiebeln und schneidet sie in möglichst dünne Scheiben, aber so, daß diese ganz bleiben. In einem Topf läßt man ein Stück Butter zergehen und läßt die Zwiebelscheiben darin schmoren, bis sie ungefähr gar sind. Das Schmoren muß bei langsamem Feuer geschehen; damit die Zwiebel gelb werden, aber nicht zu sehr, wende man sie von Zeit zu Zeit mit einem Holzlöffel um. Dann fügt man einen Löffel voll Mehl hinzu und rührt so lange um, bis es schön gelb gefärbt ist, worauf man eine Tasse heißer Bouillon und ein halbes Glas Rotwein hinzugießt. Sodann das nötige Salz und Pfeffer, etwas Petersilie, etwas Thymian, Lorbeerblätter und Muskatnuz.

Nun lasse man alles schmoren, ungefähr eine Viertelstunde, bis die Zwiebel gar sind und nur wenig Sauce bleibt.

Inzwischen bereitet man das Rindfleisch zu, indem man die trockenen Stellen und das Fett entfernt und das Fleisch in regelmäßige Scheiben schneidet, die man in die Sauce legt und darin wenigstens 10 Minuten schmoren läßt. Die Scheiben werden dann in Form eines Kranzes auf die Schüssel gelegt. Die Sauce wird, nachdem etwas Essig und Senf hinzugefügt ist, in die Mitte der Schüssel gegossen, und alles wird heiß aufgetragen.



Der Schalk im Auslande. Englischer Humor.

Erfreulich. Herr X.: „Ei, sieh' da! Wie geht's Ihnen?“
Herr N.: „Schlecht, schlecht! Ich habe immer eine so schreckliche Hitze im Kopf.“

Herr X.: „So, so? Das ist ja sehr erfreulich.“

Herr N.: „Erfreulich? Wieso?“

Herr X.: „Nun ja! Welche Freude muß das nicht für Sie sein, nachdem Sie so lange Jahre in der Ungewißheit geschwebt haben, jetzt endlich zur Ueberzeugung gelangt zu sein, daß Sie wirklich etwas im Kopfe haben.“

Eifersucht. In London lebt eine Dame, die so eifersüchtig ist, daß sie neulich in Krämpfe fiel, als sie in der Zeitung las, daß die schönste Frau Italiens in kurzem England besuchen würde.
(Kl. Gits.)